**Nachsaison**

Lion Feuchtwanger

Der kleine, alte Herr mit dem strengen Gesicht und dem flatternden weißen Haar, den man für einen Schauspieler halten konnte oder für einen Geistlichen, ging die Vört­schauer Seepromenade entlang. Wie er so einherging, die Hand auf dem Rücken, in seinem gepflegten, altmodi­schen, etwas zu langen Rock, mit der weiten Kravatte und dem breitkrempigen, zerknüllten Hut, sah er bedeutend aus und nach einem, der gewohnt ist, beachtet zu werden. Auch war er keineswegs knauserig und hielt die Zehn- schillingnoten nicht ängstlich zusammen. Dennoch mach­ten die Einheimischen plump-humorige, wenig wohlwol­lende Bemerkungen hinter ihm. Es war eine magere Saison gewesen, der Alte allein machte den Braten auch nicht mehr fett. Das kleine Land Österreich hatte im Gegensatz zum Deutschen Reich seine Währung stabilisiert; dadurch war das Leben in der beliebten kärntnischen Sommerfri­sche Vörtschau für Reichsdeutsche teuer geworden, und der auf reichsdeutsche Sommergäste angewiesene Ort hatte weniger Fremde gesehen als sonst. Dazu hatte es viel geregnet. Die Saison war vor der Zeit zu Ende. Das Hotel Mangart hatte den größten Teil seines Personals schon ent­lassen und sein Hauptetablissement zugemacht. Man spei­ste in der Dépendance. Das Café, die Konditorei waren geschlossen. Die Badeanstalt stand den Gästen noch zur Verfügung; doch Bedienung gab es nicht mehr, die Frem­den mochten selber sehen, wie sie zurechtkamen. Die Wiener Firmen hatten ihre Vörtschauer Filialen schon wieder zugesperrt; Friseure, Musiker, Kellner, die man­cherlei Saisonbeschäftigten waren unbefriedigt, raunzend in die Hauptstadt zurückgekehrt.

Der alte Herr ging den schönen Strandweg entlang, der überdeckt war mit gefallenem Laub, vorbei an Villen mit geschlossenen Fensterläden. Täglich ging er den gleichen Weg. Die Badehütten waren zugesperrt, die Ruderboote an Land gezogen, einsam fuhr und träge das große Motor­boot der Schiffahrtsgesellschaft über den besonnten See. Die Einheimischen saßen faul herum und ärgerten sich. Es war ein Hohn, daß jetzt der Nachsommer sich so warm und unglaublich schön anließ. Wer zahlte für die Natur­schönheiten? Knapp hundert Menschen waren in dem ganzen Ort.

Der kleine alte Herr wandelte still und bedeutend durch die behagliche Wärme. Der See lag leichtgekräuselt, sanft­farbig. Die bewaldeten Berge und dahinter die Gipfel mit dem neuen Schnee hoben sich rein in den milden Himmel. Ein Gärtner umwickelte Sträucher mit Bast, ein Mann in Hemdsärmeln hämmerte mit großen Nägeln eine Hütte zu. Sie grüßten den Fremden. Ihm nachzuschauen, war ihnen ein willkommener Anlaß, ihre träge Tätigkeit zu unterbrechen. Sie grinsten hinter ihm her und fanden ihn komisch, wie er so die Straße hinunterging, klein, gravitä­tisch, das Froschmaul streng zugesperrt. Was es um ihn Wissenswertes gab, hatten sie erforscht, es war nicht viel, man konnte beim besten Willen nicht lang darüber disku­tieren. Er nannte sich Robert Wickersberg, er nahm seine Mahlzeiten im Hotel Mangart, er wohnte in der Villa Kainzenhuber. Er hatte dort für sich allein zwei Zimmer und bezahlte ohne Handeln den Überpreis, den die Hof­rätin Kainzenhuber ihm abverlangte. Wenn er ihn nicht bezahlt hätte, hätten die Einheimischen furchtbar ge­schimpft; daß er ihn zahlte, fanden sie weltfremd, lächer­lich.

Der alte Herr, den Schlapphut in der Hand, Wind um den weißhaarigen Schädel mit den dachziegelartig vorstehen­den Zähnen, war unterdessen an das Ende der Promenade gelangt. Hier war ein kleiner Platz mit Bänken und einer Büste des weithin berühmten einheimischen Liederkom­ponisten Matthias Laischacher. Der alte Herr blieb vor der Büste stehen, betrachtete sie. Der Liederkomponist Laischacher mußte ein starkes, fleischiges Gesicht gehabt haben mit einem dicken Schnurrbart; es gelang der bron­zenen Büste nicht, das Hoffnungslos-Triviale aus dem Gesicht des Dargestellten fortzuwischen. Der Lieder­komponist Laischacher hatte ein Quartett von Landsleu­ten angeführt, er hatte selber gesungen, sein Quartett war berühmt geworden, er hatte diesseits und jenseits des Ozeans gastiert, Geld und viele Ehren erntend. Der alte Herr betrachtete die Büste ernsthaft, ohne Lächeln, malte sich aus, wie dieser Mann zusammen mit drei andern Be­frackten in einem überfüllten Konzertsaal seine innigen Weisen gesungen hatte. Er malte sich dies aus, immer ohne Lächeln, und ohne Lächeln las er die geschwollene In­schrift, die die banal rührselige Musik des populären Ein­heimischen mit großmäuligen Worten feierte.

Von dem kleinen Platz mit der Büste aus führte ein Seiten­pfad dem Wald zu, rasch ansteigend, wenig gepflegt, ganz einsam. Der alte Herr stieg den Pfad hinauf. Er hatte sich gesehnt nach Einsamkeit und suchte sie jetzt beflissen. Ja, er hieß Robert Wickersberg, aber das war, wenngleich die Einheimischen ihn nie gehört hatten, ein sehr bekannter Name. Robert Wickersberg galt als einer der wenigen wirklichen Dichter der Nation, vielen als der Erste. Er lebte streng und in Stille in einer kleinen Stadt, inmitten eines Kreises devoter Anhänger. Es war mühevoll, viele Jahre so zu leben, Meinungen zu äußern, von denen jede verbindlich war, immer der Erste zu sein und sich demge­mäß zu haben, keine Geste zu tun, kein Wort aus den Zäh­nen zu lassen ohne Verantwortung. Auch wenn man nur Verachtung hatte für die Meinung der Welt, sie drang zu einem, und wenn man Zeitungen nicht vor sein Antlitz ließ, die Anhänger trugen einem zu, was darin stand. Man lebte im elfenbeinernen Turm, aber draußen war doch die Welt; man sah sie, ihr Anblick rieb einem die Seele. Man mußte einmal ausruhen von dem allen, von dem heim­lichen Kaisertum unter den Anhängern, von dem wenn auch distanzierten Anblick des Weltgetriebes. Unverse­hens also, und ohne jemand sein Ziel zu nennen, war er nach diesem Ort Vörtschau gereist, annehmend, das sei eine der wenigen Stätten des Landes, wo man seinen Na­men nicht kannte.

Er war auf der Höhe des Pfades angelangt, setzte sich auf eine Aussichtsbank, beschaute die schöne, nicht aufre­gende Landschaft, sah die Berge, den See. Er war jetzt den sechsten Tag hier. Er ging spazieren zwischen Menschen, die langsam waren, roh, geldgierig, treuherzig, ein großer Herr, von dessen Würde keiner wußte, er setzte sich da oder dort auf eine Aussichtsbank, legte sich in den Wald, schwamm, ruderte. Alles mit Maß, wie zu Hause. Genau so hatte er es erwartet; aber es war doch anders, als er es erwartet hatte. In seinem Hause durfte ihm keine Zeitung vor Augen kommen, hier mußte er sich Zwang antun, um nicht nach den kleinen Provinzzeitungen zu greifen, die im Hotel herumhingen. In seinem Hause wurde kein Fremder vorgelassen, und seine Vertrauten zählten die Worte, um ihn nicht zu verdrießen. Hier sprach er des Morgens mit seiner Hauswirtin, der Hofrätin Kainzenhu­ber, des Mittags mit dem Direktor des Hotels Mangart. Die Hofrätin Kainzenhuber, da er Tee zu trinken pflegte, setzte ihm weitläufig die Schmackhaftigkeit und Be­kömmlichkeit des österreichischen Kaffees auseinander. Der Hoteldirektor verbreitete sich über den österreichi­schen Wein, von dem vor allem die billigen Marken emp­fehlenswert seien, dann über die schlechte Saison, ihre Auswirkungen, über den Liederkomponisten Matthias Laischacher, von dem er eine Notenschrift im Original­manuskript besaß. Es war eine innige Weise, handelnd von einem Liebespaar, das treu bis in den Tod über den abend­lich stillen See fährt. Der Hoteldirektor hatte ihm das kostbar gerahmte Manuskript bereits zwei Mal gezeigt.

Der Dichter Robert Wickersberg schaute auf die Uhr, stand auf, ging ins Hotel zum Mittagessen. Es war noch vor der angesetzten Stunde. Trotzdem waren die wenigen Gäste schon alle versammelt. Denn man hatte hier und in dieser stillen Zeit nichts anderes zu tun als von einer Mahl­zeit auf die andere zu warten. Herr Wickersberg be­schaute sich seine Mitgäste. Ein paar Kleinbürger waren da, Angestellte, gehobene Stenotypistinnen, dann ein jü­disches Ehepaar aus Wien, ein gescheit und weichlich aus­sehender Rechtsanwalt mit einer üppigen, lebhaften Dame, weiter eine Familie, die sächsisch sprach, be­stehend aus einem gut angezogenen Mann, einer etwas hochmütigen Frau, einem jungen, lauten, hübschen Töchterchen. Sicher hatten die andern Gäste nach dem Herrn mit dem merkwürdigen Gesicht gefragt. Sicher auch hatten sie seinen Namen erfahren, aber sie dachten sich wohl nichts weiter dabei, wenn sie hörten, er sei ein Herr Robert Wickersberg. Er hatte die Meinung der Welt stets verlacht, hochmütig den Interviewern sein Wort, den Photographen sein Gesicht verweigert: dennoch kränkte es ihn ein wenig, daß sich hier die Gäste nichts unter sei­nem Namen dachten.

Nach dem Essen ging er in das Bade-Etablissement. Es war vollkommen leer. Er zog sich aus. Die Haut seines gepflegten Körpers war noch recht glatt. Sie war von den Bädern der letzten Tage gerötet, morgen wird sie gebräunt sein. Robert Wickersberg stieg auf die Galerie, schmierte sich die Haut mit einer Salbe ein, legte sich auf die Holz­planken. Schloß die Augen, streckte sich, briet in der star­ken Sonne. Der See plätscherte, von weither kam das Hämmern des Mannes, der die Hütte zunagelte. Ein Flug­zeug schwamm in großer Höhe, sein Surren kam nur ganz leise herunter, es war das Kursflugzeug Wien-Venedig. Man könnte eigentlich wieder einmal nach Venedig fah­ren. Nein, dort werden Leute sein, die ihn erkennen. Der Flug von Wien hierher über die Berge war sehr schön ge­wesen. Eigentlich war hier doch genau das, was er suchte. Auch seiner Gesundheit bekam die Gegend; er fühlte sich rüstig wie lange nicht. Sicherlich auch werden in der ge­wollten Langweile dieses Ortes seine Pläne gedeihen. Das Spiel ›Asmodai‹, von dem jetzt zwei Akte fertig sind, wird etwas. Er ist nicht ausgeschrieben, er ist kein alter Mann. Im vorigen Jahrhundert war einer mit fünfzig oder sechzig Jahren fertig. Heute ist das anders. Das Durchschnittsal­ter des Menschen, jede Statistik zeigt es, steigt. Er hat ge­sund gelebt, ein bißchen getrunken vielleicht. Aber er denkt nicht daran, abzudanken, es ist nicht an dem. Man hat die farbige, erlesene, strenge Kunst, deren Meister er ist, totgesagt, allein wieder einmal verlaufen die Wasser, und es zeigt sich, daß sie das Bleibende ist, das Ewige. Die ihr anhängen, sind nicht viele, aber sie werden auch nicht weniger, und es sind die Besten. Selbst die Zeitungen mer­ken das. Das junge Geschlecht, die Frechen, die sich über ihn lustig machen, werden noch viele Enttäuschungen er­leben. Er hat einige schwächere Jahre gehabt, zugegeben. Aber jetzt steigt es neu in ihm hoch. Es wäre ja langweilig, wenn man schon alles erreicht hätte. Es ist gut, daß noch einiges Schwere zu tun bleibt. Der ›Asmodai‹ wird es manchem zeigen, auch dem Kellner Franz.

Der Dichter Wickersberg, wie er an den Kellner Franz dachte, verpreßte das Gesicht. Der Kellner Franz war der Stachel in seinem Fleische. Er war Zählkellner in dem Café der kleinen Stadt, das der Dichter Wickersberg seit vierzig Jahren besuchte, und in das er jetzt, in den Jahren seines Weltruhms, immer noch alle zwei Monate kam. Der Kell­ner Franz war beinahe diese ganze Zeit hindurch in dem Café bedienstet gewesen, er hatte dem Dichter manches zu verdanken, viele Gäste, hohe Trinkgelder, Interviews in den Zeitungen. Aber der Kellner Franz, und das war der Wurm im Herzen des Dichters Wickersberg, glaubte nicht an ihn. Der Kellner Franz hatte scharfe Urteile über den Dichter gehört, es hatte Kämpfe und Wunden gesetzt, ehe Roben Wickersberg in seinem Kreise zum Gott aufge­stiegen war, gewisse Leute, einige, die jetzt noch der Um­gebung des Gottes angehörten, andere, die aus ihr ver­bannt worden waren, hatten ihre Meinungen in rüdester Form geäußert. Der Kellner Franz hatte manchmal ver­nommen, die marmornen Verse des Dichters Wickersberg seien Kitsch und elende Scheiße. Hätte Wickersberg an­nehmen dürfen, es sei allein dies pöbelhafte Geschimpfe, das den Kellner Franz zum Zweifler machte, dann wären diese Zweifel an ihm abgeglitten. Aber er wußte genau, der Kellner Franz bildete sich seine eigene Meinung, keine Meinung in den Wind hinein, die Meinung eines erfahre­nen Mannes und großen Menschenkenners. Er hatte sie dem Dichter Wickersberg gegenüber niemals ausgespro­chen. Er war ein guterzogener Kellner und wußte, was sich gehörte. Aber der Dichter Wickersberg verstand zu lesen im Gesicht des Kellners Franz, in der Art, wie er ihm seinen Kaffee brachte. Und ob, zeitweise, die Zahl der Aufführungen Wickersbergscher Dramen hoch in die Tausende kletterte, ob sie in alle Sprachen der weißen Rasse übersetzt und auch auf den Bühnen Japans gespielt wurden, der Kellner Franz hatte sich nicht geändert. Nicht seine Höflichkeit und seine Dienstwilligkeit und nicht seine Meinung. Ohne daß ein Wort darüber gespro­chen worden wäre, wußten beide Bescheid. Ein einziges Mal, kurz nach seinem fünfzigsten Geburtstag, die Vereh­rung der ganzen humanistischen Welt wölkte noch um des Dichters Knie, während der Kellner ihm in den Mantel half, hatte der Dichter gefragt: »Na, Franz, immer noch nichts?« Der Kellner aber hatte ihn nur betrübt ange­schaut und bedauernd die Schultern gehoben.

Daran also dachte der Dichter Wickersberg in dem ver­ödeten Bade-Etablissement des Kurorts Vörtschau, und es stach ihn. Aber sein Verdruß schmolz in der Hitze. Er dachte an die Verse von der Wüste in dem Spiel von Salomo und Asmodai, an diese Verse, in denen die gelbe Weite der Wüste eingefangen war für alle Zeiten. Er lag auf den warmen Holzplanken der Galerie, sein nicht junger, gepflegter Körper glänzte von der Salbe und von leichtem Schweiß, und eine große, angenehme Faulheit füllte ihn aus.

Jemand kam in das Etablissement. Robert Wickersberg richtete sich halb hoch von den heißen Holzplanken, blin­zelte über die Brüstung. Es war die kleine Sächsin aus dem Restaurant. Sie war im Badekostüm und Bademantel her­gelaufen. Sie sah hinauf zu ihm, lächelte, erwartete, daß er sie anrede. Da er aber schwieg, blieb sie unten und legte sich in die Sonne.

Die kleine Sächsin ist hübsch, zierlich, sehr schlank. Ihre Augen sind schmal, länglich, von tiefem, etwas dummem Blau, und sie kann gut lachen. Aber was geht sie ihn an? Er hat seine angenehme Faulheit jetzt, und im übrigen hat er seine Pläne. Er ist gut in Form, er wird seinen Verkleine­rern zu schaffen geben. Es sind gute Pläne.

Es sind miserable Pläne. Der Asmodai hätte vielleicht et­was werden können. Die Vision war deutlich gewesen da­mals, in starken, satten Farben. Es war ohne Pose seine Angelegenheit, wenn der König an seiner Stelle den Dä­mon auf den Thron setzte und selber hinabtauchte zu den letzten Menschen am Rand der Wüste, um alles Mensch­liche zu Ende zu spüren. Er hatte den ersten Akt hinge­schrieben in einem Zuge. Es war gute Arbeit geworden, war aus dem Vollen gekommen, ohne daß er hätte pumpen müssen. Was wurde, deckte sich mit seiner Vision, strömte, blühte. Aber das Weitere war nicht geraten. Es hatte sich dürr angelassen, war dürr geblieben. Drei, vier Mal noch hatte er angesetzt. Einmal auch war Auftrieb gekommen, jenes gelbe Lied der Wüste war heraufge­taucht. Aber das andere war weiter ohne Melodie geblie­ben, mühsam hergezapft, trocken, ohne Strom. Außer ihm selber wird wahrscheinlich keiner das merken. Er hat die Meisterhand, auch der taube, stumpfe Kies, wenn er ihn formt, sieht Marmor gleich und edlem Glanz. Aber es bleibt Kies, und er weiß, daß es Kies ist.

Sei dem, wie ihm wolle: die Verse von der Wüste sind gut, Verse von seiner Marke, von der Marke seiner guten Jahre. Soll der junge Pöbel von heut sie ihm einmal nachmachen. Er streckte sich in der Sonne, trocknete den leichten, an­genehmen Schweiß, salbte sich neu, drehte sich auf die andere Seite, legte den Kopf auf die verschränkten Arme. Die paar Tage hier haben ihm gut getan. Hier sind die Verse von der Wüste entstanden. Er hatte richtig gewählt: der kleine Ort Vörtschau war in diesen Wochen die rich­tige Gegend für ihn. Es war wohl plumpes, blöd gewinn­süchtiges Volk, das hier wohnte, hart und stumpf; aber es war doch eine gute Gegend, und vielleicht wird es einmal heißen: »Hier hat Robert Wickersberg das Spiel ›Salomo und Asmodai‹ gedichtet.«

Er könnte eigentlich hier seine Strenge lockern. Könnte es sich leisten, einmal in eine Zeitung hineinzuschauen, könnte sich vielleicht auch einmal mit der kleinen Sächsin abgeben. Er hat so wenig Sehnsucht nach einem Leben niedrigen Bereiches, daß ein bißchen Schnuppern daran die wohltätige Strenge seiner Tage in der Heimat nur un­terstriche. Er stand auf, trat an die Brüstung. Ja, die Säch­sin lag noch immer in der Sonne, schmal und hübsch im Trikot. Er ging die Treppen hinunter. Sie drehte den Kopf, äugte nach ihm aus dem Schlitz der Augen. Er ging an ihr vorbei, sie folgte ihm mit dem Blick, sehr träge. Er be­spritzte sich mit Wasser, um sich abzukühlen, stieg dann vorsichtig in den See, schwamm einige Minuten herum. Kletterte die Treppe aus dem Wasser wieder herauf, schüt­telte sich umständlich ab. Erstieg die Treppe zur Galerie, holte seinen Bademantel, wickelte sich hinein, lehnte sich über das Geländer, beschaute von oben her die Sächsin, die noch immer an der gleichen Stelle lag, in der Sonne.

Auf einmal, von unten her, faul blinzelnd, sagte sie: »Warum sind Sie eigentlich nicht hineingesprungen?« Er, etwas dumm, suchte eine Erwiderung, sagte schließlich nicht gerade schlagend: »Ich glaube, es war vernünftiger so.« Sie meinte: »Mir wäre es langweilig, so millimeter­weise ins Wasser zu kriechen.« Man wechselte noch einige nichtssagende Sätze. Sie sprach sehr sächsisch, und was sie sagte, war Geschwätz. Aber der Dichter Wickersberg fand sie intelligent gewachsen, und wie sie die Sonne zu genießen wußte, war hübsch anzuschauen. Unvermittelt ging sie zum Angriff über: »Was suchen Sie eigentlich hier in Vörtschau?« fragte sie. »Ein ausgewachsener Mann muß sich doch hier entsetzlich langweilen.« »Vielleicht will ich mich langweilen,« sagte er. »Und unterhalten sich mit mir? Sie sind unhöflich,« erwiderte sie hurtig. Der Dichter Wickersberg nahm keinen Anstoß an ihrem Säch­sisch. »Wenn Sie es langweilig finden, warum sind Sie dann hier?« fragte er. Sie erzählte ohne Ziererei, ihre El­tern seien für eine Reise in eine etwas lebendigere Gegend nicht zu haben gewesen. Ihr Vater, Fabrikant in Dresden, wolle in seinen Ferien Ruhe und Natur. So viel habe sie erreicht, daß man in vierzehn Tagen nach Venedig fahre. Plötzlich, sehr geübt, richtete sie sich hoch, sagte, jetzt werde es ihr zu heiß, sprang kopfüber ins Wasser. Blieb nicht lange, kam wieder zu ihm, kreischend, ihn über­spritzend.

Robert Wickersberg wußte, daß gemeinhin die Neigung der Frauen seiner Leistung galt, seinem Namen, seinem Erfolg, vielleicht auch seinem Einfluß. Es freute ihn, daß er jetzt für das Mädchen ein beliebiger Herr Wickersberg war, daß er ihr auch ohne den Sockel seiner Leistung gefiel.

Sie saß vertraulich neben ihm, sehr hübsch in dem nassen Trikot, erzählte. Ihre Eltern waren vermögend; aber es war zu langweilig, als brave Haustochter zu leben mit bür­gerlicher Heiratsaussicht. Sie lernte singen, sie wollte zur Operette oder besser noch zur Revue. Sie wollte nach Ber­lin. Dort würde sie, sie war hübsch, schon unterkommen. Wahrscheinlich würden die Eltern, wenn sie nur Ernst machte, vor der Tatsache kapitulieren. Sie berichtete das rasch, in ihrem komischen Sächsisch. Wickersberg hörte zu. Sie sprach vernünftig, sie glaubte nicht, großes Talent zu haben; aber mit dem üblichen Operettengirl durfte sie sich ruhig vergleichen. »Oder finden Sie mich nicht hübsch genug für eine Berliner Revue?« Sie war wirklich hübsch. Sie hieß Ilse.

Man vereinbarte, man werde nach dem Abendessen noch spazieren gehen. Die Eltern würden wahrscheinlich müde sein; wenn nicht, müsse man sie in Gottes Namen ein Stück hinterher trotten lassen. Nun hatte man seine Heimlichkeit.

Wickersberg war verdrossen nach Vörtschau gegangen. Die eigenen Erfolge hatten ihm keinen Spaß gemacht, nicht einmal Mißerfolge der Jungen ihn erfreut. Er hatte keine Lust zum Schreiben, keine Lust zum Lesen. Der sanfte See freute ihn nicht, nicht die reine Linie der Berge, nicht das Gefühl der eigenen gepflegten Rüstigkeit. Jetzt ging er schnelleren Schrittes durch den Ort. Ließ sich in ein Gespräch mit der Obstfrau ein. Holte sich in dem klei­nen Kramladen Wiener Zeitungen. Las interessiert die ge­schwätzigen Blätter, erheitert durch eine boshafte Anek­dote über einen Kollegen, durch ehrfurchtsvolle Erwäh­nung des eigenen Namens. Saß auf einer Bank an der Pro­menade, mit der zierlichen, welken Hand eine Melodie taktierend, die ihm durchs Gehirn ging. Die vorüberge­henden Einheimischen schüttelten die Köpfe, hielten ihn für spinnend.

Er ging in seine Wohnung, rasierte sich ein zweites Mal, wechselte Rock und Kragen, sprach aufgeräumt einige Sätze mit der alten Hofrätin Kainzenhuber, so daß die ihn heute ganz patent und umgänglich fand. Während des Abendessens ließ er sich in ein eingehendes Gespräch mit dem Hoteldirektor ein, bat den Geschmeichelten, ihm nochmals das Notenmanuskript des Komponisten Mat­thias Laischacher zu zeigen. Trank von dem wohlschmek- kenden österreichischen Wein. Sagte dem bedienenden Mädchen, das drall und lebhaft war, etwas Altmodisches, das fernher nach einer Galanterie klang; sie ging lachend und routiniert darauf ein.

Endlich dann wurde der vereinbarte Spaziergang Ereignis. Das Elternpaar trottete, wie erwartet, nach einigen klei­nen Peinlichkeiten irgendwo vorne, und er mit der Sächsin blieb im Dunkeln. Doch sie war anders als am Nachmit­tag, launisch, widerborstig. Er spürte mit Arger, daß er weißhaarig war und gravitätisch. Sie fragte ihn, was er in seiner Heimat treibe. Er schreibe dies und jenes, sagte er ausweichend. »Wenn Sie für Zeitungen schreiben,« meinte sie, »könnten Sie mir eigentlich helfen.« Da er nicht darauf einging, hielt sie ihn wohl für einen Auf­schneider, wurde spitzig.

Er sah, daß es ohne Berufung auf seine Bücher nicht gehen werde, war in Versuchung, sie aufzuklären, schämte sich. War er in diesen Winkel gefahren, um mit einem kleinen Mädchen, wie es ihrer zu Tausenden gab, einen albernen Flirt anzufangen? Der Papa Sachse, wenn er sich über den weißhaarigen Esel mokierte, hatte recht. Der Dichter Wickersberg wurde schweigsam. »Sie sind müde und langweilig,« konstatierte mißbilligend die Sächsin.

Den andern Tag war er wieder der mürrische, einsame alte Herr. Machte seinen Spaziergang, beschaute lange und mit Verdruß die Büste des Liederkomponisten Laischacher, ruderte. Traf richtig im Bade-Etablissement die Sächsin. Aber sie war nicht allein. Neben ihr, im Bademantel, lag ein junger Mensch, anmaßlich laut, fand Herr Wickers­berg. Sie lachte, war angeregt, die beiden unterhielten sich offensichtlich ausgezeichnet. Der Dichter Wickersberg legte sich oben in die Sonne wie gestern. Wahrscheinlich machte sie sich mit dem pöbelhaften jungen Menschen über ihn lustig. Es war ihr gutes Recht. Übrigens war es vollkommen gleichgültig. Er schloß die Augen, es war an­genehm, in der Sonne zu liegen. Noch angenehmer wäre es, hätte man die Sonne für sich allein. Das Geschwätz und Gelärm der Jungen störte ihn.

Nach einer Weile ging er hinunter, um zu schwimmen. Die Sächsin rief ihn an. Ein kleines Gespräch kam zu­stande, an dem sich auch der Junge harmlos, österrei­chisch höflich beteiligte. Man sprach vom Baden, von dem hübschen Inselchen, das gegenüber lag. In der Saison war die kleine Insel bewirtschaftet. Viele ruderten dann hin­über, schwammen wohl auch ein Stück. Ob es anstren­gend sei, die ganze Strecke zu schwimmen? Der Junge meinte, er traue sich das ohne weiteres. Herr Wickersberg erklärte, er sei kein schlechter Schwimmer, zur Zeit aller­dings ohne Training. Die Sächsin schaute ihn an, aus ihren länglichen, kleinen, dunkelblauen Augen, schaute dann den Jungen an. »Ausreden gibt es viele,« meinte sie. »Glauben Sie, ich kann nicht hinüberschwimmen?« fragte Wickersberg. Sie schaute wieder ihn an, dann den Jungen, zuckte die Achseln. Sie sah sehr hübsch aus im Trikot, schlank, frisch.

Robert Wickersberg stieg die Holzstufen ins Wasser hin­unter. Eine Stufe war schadhaft, er plumpste auf wenig elegante Art in den See. Die Sächsin lachte. Der Dichter Wickersberg schwamm ein paar Stöße, ausprobierend, legte sich auf den Rücken. Es war nicht mehr früh am Nachmittag. Das Wasser war nicht eben warm, man spürte, daß es Herbst wurde. Die Sächsin und der Junge lehnten am Geländer, riefen ihm etwas zu. Er nahm Kurs gegen die Insel.

Er schwamm in ruhigen, gleichmäßigen Stößen, legte sich dann auf den Rücken, ausruhend. Er war wirklich ein geübter Schwimmer, hatte in südlichen Meeren schon größere Strecken zurückgelegt. Das Wasser freilich dieses Alpensees hatte weniger Tragkraft, und es war schon ver­flucht kalt. Er schwamm rascher, um sich zu erwärmen. Genoß die animalische Freude am Wasser, an der Bewe­gung, hatte die Sächsin längst vergessen. Er war nun sehr nahe an der Insel. Er drehte sich wieder auf den Rücken, lag mit geschlossenen Augen, leise geschaukelt, mit dum­mem, ernstem, kindlichem Gesicht, abendlich weißer Himmel über ihm. Dann schwamm er die kurze Rest­strecke, betrat mit einem stolzen Gefühl, als hätte er den ›Asmodai‹ endgültig bezwungen, die Insel. Sehr bald packte ihn große Kälte, er zitterte. Ekelhaft, daß dieses dumme Restaurant nicht mehr in Betrieb war. Er lief auf und nieder, machte heftige Armbewegungen; die Steine des Bodens, der Kies verwundeten ihn an den nackten Füßen. Er konnte nicht warm werden.

Unlustig ging er zurück in den See. Es dunkelte und war recht kalt. Er schwamm schnell, kräftig, das Kinn tief im Wasser. Dann sagte er sich, er müsse mit seinen Kräften haushalten. Ausgreifen! Vorstoßen! Langsam! Er wird jetzt dreihundert Stöße abzählen, dann wieder eine Strecke im Crawling machen. Aber jetzt, trotz der Kälte, muß er eine Weile ruhen, sonst schafft er es nicht. Scheußlich widerwärtig dieser Gegenwind; immer wie­der schlagen ihm die verfluchten Kräuselwellen um Mund und Ohren. Mindestens eine Viertelstunde kostet ihn der Gegenwind. Das Land scheint immer weiter ab­zurücken statt näherzukommen. Da ist wohl eine Strö­mung, die ihn wegträgt. Es war jetzt ganz dunkel, weiß der Teufel, wie lange er schon schwimmt. Ekelhaft. Aber jetzt nur nicht zu hastig. Vernünftig sein. Keine Vergeu­dung an Kraft und Zeit. Das Licht dort scharf im Aug halten. Keinen Zentimeter von der Richtung ab, keine unnütze Bewegung. Gleichmäßig, ruhig, stark atmend, mit lautem Herzen, den Nacken vorgeschoben, arbeitete er sich durch Dunkelheit und Kälte.

Blau und kalt griff er nach den Stufen, die zum Bade-Etab­lissement hinaufführten, zog sich stark zitternd, mit un­säglicher Mühe, am Geländer hoch. Stand mit keuchen­den Flanken. Rieb sich die Glieder, heftig, mit starrem Gesicht. Es war Nacht, die Badeanstalt leer, die Sächsin und der junge Mensch längst weg. Der See lag schwärz­lich, stumpf, unangenehm. Wind ging, kein Mond war. Robert Wickersberg zog sich an, unordentlich, in Hast. Ging nach Haus, bestellte bei der leise schimpfenden Hof­rätin Kainzenhuber heißen Wein, legte sich zu Bett. Er schlief schlecht die Nacht, fühlte sich heiß und matt, zog es vor, des Morgens nicht aufzustehen. Gegen Mittag hatte sich sein Fieber so verstärkt, daß Frau Kainzenhuber ängstlich wurde, einen Nachbarn herbeirief. Man be­schloß, den alten Herrn in das Spital der benachbarten kleinen Stadt Kaltenfurth zu bringen.

In diesem Spital gab es unter den jüngeren Ärzten einen, der Bücher las. Er kannte den Namen Wickersberg. Er betrachtete den bedeutenden, froschmäuligen Schädel des Kranken, überzeugte sich, daß der Patient identisch war mit dem Dichter.

Den andern Tag teilte das Lokalblättchen mit, daß der be­kannte Dichter und Schriftsteller Wickersberg, der in Vörtschau Erholung suchte, bedenklich an Lungenent­zündung erkrankt im Spital von Kaltenfurth liege; es be­stehe aber viel Hoffnung, daß die bewährte Kunst der Ärzte von Kaltenfurth den berühmten Gast am Leben er­halten werde. Am Abend brachten die Wiener Zeitungen die Nachricht, den Morgen darauf die Zeitungen des Aus­lands.

Rasch jetzt vergaßen die Vörtschauer, daß sie den sonder­baren alten Herrn mit dem froschmäuligen Kopf und den dachziegelförmig vorstehenden Zähnen einmal komisch gefunden hatten. In den Hotels und Gasthöfen der kleinen Stadt Kaltenfurth und der Gemeinde Vörtschau tauchten geschäftige Herren auf, Wiener Journalisten, die in alle Winkel schnupperten, was der Kranke in den letzten Ta­gen getrieben, mit wem er gesprochen habe, warum er wohl ausgerechnet nach Vörtschau gekommen sei. In und um das kleine Krankenhaus standen die Herren, schnap­pend nach Nachricht wie die Fische am Rand des Sees nach den Brotkrumen der Fremden, begierig ein jeder, un­ter keinen Umständen eine Sekunde später als der andere die Meldung von der Katastrophe an sein Blatt zu geben. Die Ärzte, die den rasch Herunterbrennenden behandel­ten, mußten jede halbe Stunde Bulletins ausgeben, das kleine Postamt erbat von Wien Entsendung von Hilfsper­sonal. Es waren unter den Journalisten menschlich skepti­sche und zynische. Es waren einige, die etwas spürten, wenn sie ihre Telegramme formulierten mit der Meldung, daß nun so gut wie keine Aussicht mehr bestehe, den Kranken am Leben zu erhalten, und es waren andere, die fanden, es sei Zeit, daß der Alte endlich abdanke.

Es war ein herrlicher Frühherbst. Der Ort Vörtschau, jetzt in den Zeitungen mehr genannt als andere Kurorte, zog Fremde an. Das kleine Café schob wieder Tische an den Strand hinaus, die Schiffahrtsgesellschaft stellte ihr zweites, großes Motorboot ein, der See war belebt von Ruderkähnen. Wer hätte erwartet, daß der Aussichts­pavillon, die Gloriette, in diesem Jahr noch so viel Gäste sehen würde. Der Mann in Hemdsärmeln zog die Nägel heraus, mit denen er seine Hütte zugehämmert hatte, der Bademeister erschien von Neuem in der Anstalt. Die ver­bündeten Gesangsvereine von Kaltenfurth und Vörtschau kamen zusammen, um gewisse ernste Weisen des Lieder­komponisten Laischacher zu üben. Der Direktor des Ho­tel Mangart hatte es besonders wichtig. Er hatte sich in aller Eile seine zweite gestreifte Hose aufbügeln lassen und unablässig mit weitschweifiger, österreichischer Höflich­keit gab er Auskunft, wie eingehend und interessiert sich der Meister mit ihm unterhalten habe, wie er zufrieden gewesen sei mit dem See, den Bergen, der guten Luft, der ausgezeichneten österreichischen Küche des Hotels. In seinem gutturalen kärntnischen Dialekt beklagte er aus­führlich den tückischen Zufall, der den Meister gerade mitten in der besten Erholung erwischen mußte. Auch verbreitete er sich gerührt, wie sich der Meister ehrfürch­tig immer wieder das Notenmanuskript des Liederdich­ters Laischacher habe zeigen lassen. Oft habe er, ernsten Blickes, in Meditation versunken, vor der Bronzebüste des großen Musikers verweilt. Auch der Gärtner erzählte jeden Tag mit mehr Details, wie interessiert der alte Herr an seinen Blumen gewesen sei; er, der Gärtner, habe gleich gespürt, daß dieser Herr kein gewöhnlicher Fremder, son­dern ein Besonderer sein müsse. Ja, an den Text eines Lai­schacherschen Lieds denkend, ließ der Gärtner es sich nicht nehmen, dem Kranken einen Strauß Astern zu schicken und seine letzten Rosen. Aber am meisten hatte die Hofrätin Kainzenhuber zu berichten. Den Interview­ern ihren ausgezeichneten österreichischen Kaffee vorset­zend, erzählte sie, wie sie gleich gespannt habe, daß da ein großer Mann in ihr bescheidenes, aber sehr gut gehal­tenes und preiswürdiges Heim eingezogen sei. Sie hatte ihm das Leben aber auch so leicht gemacht wie möglich und hatte, trotzdem ja ihrer Meinung nach Kaffee be­kömmlicher sei, besondere Sorgfalt auf die Zubereitung des von dem Meister hartnäckig verlangten Tees gelegt. Alle diese Dinge wurden mehrere Male in den Zeitungen wiedergegeben. Sie mußten sehr ausführlich behandelt werden; denn der Kranke verzog über Gebühr mit dem Sterben; es war geradezu niederträchtig, wie er einen hin­hielt.

Robert Wickersberg lag indessen in dem besten Zimmer- chen des Krankenhauses von Kaltenfurth. Er war sich die meiste Zeit klar, daß es ans Ende ging; aber er beeilte sich nicht, er ließ sich nicht drängen. Er fieberte viel und hatte Visionen. Einmal auch sah er den fehlenden Teil des ›As­modai‹, wie er ihn gesehen hatte, als das Werk im ersten Gesicht ihn ansprang. Es war ihm nicht leid, daß nun das Spiel wahrscheinlich trotz dieser sehr klaren Vision nicht fertig werden würde. Im Gegenteil, er lächelte fast ein biß­chen verschmitzt, daß sich jetzt nicht Regisseure, Schau­Spieler, Geschäftemacher darum balgen würden, daß viel­mehr das Werk, von niemand gekannt, mit ihm aus der Welt gehen werde. Bedauerlich höchstens blieb es, daß auch der Kellner Franz nicht darum wissen und somit die falsche Meinung über seine Fähigkeiten behalten wird. Wickersbergs geschiedene Frau kam. Sie erhoffte sich manches von dieser Szene am Sterbebett; aber sie täuschte sich. Der Dichter Wickersberg behandelte sie kühl, ließ sie kein zweites Mal vor. Auch die Journalisten nahmen sie nicht ernst. Frau Wickersberg hatte, was sie gegen den Dichter auf dem Herzen trug, schon in einem geschwätzi­gen, wenig saubern Buch geäußert. Das war alt, nicht ak­tuell, uninteressant. Die Zeitungen nahmen mehr Anteil an den Beobachtungen der Hofrätin Kainzenhuber und des Hoteldirektors.

Wickersberg lag und fühlte sich matt, verdrossen, zuwei­len auch von Gott und der Welt ein wenig beschwindelt. Mit einer Frau flirten, sich höhnisch und befriedigt einem unterworfenen Publikum zeigen, am Ufer eines schönen Sees guten Wein trinken, er hatte diese Dinge, so oft sie sich ihm boten, gering geachtet. Jetzt würde er gern noch viele Tage mit solchen Freuden vollstopfen, so platt sie waren. Ganz abgesehen vom ›Asmodai.‹ Wie gut wäre es, ihn zu Ende zu schreiben. Aber man wird sechzig Jahre alt, und wenn es hoch kommt, achtzig, und wenn es viel war, ist es Mühe und Arbeit gewesen.

Er wußte auf einmal, wie es geschehen war, daß ihm zum Ende der ›Asmodai‹ beinahe geglückt wäre. Er wußte plötzlich, wer das Mädchen in der Wüste war, von dem der milde Glanz des Werkes ausging. Es waren Jahr­zehnte, daß er dieses Mädchen nicht gesehen hatte, viel­leicht war sie schon lange tot, aber er wußte genau, wie sie damals den Kopf gedreht hatte, sehr dünn, sehr schmal, ein bißchen spitz. Er sah sie in dem langen, altmodischen, blauen Kleid, in dem er sie kennen gelernt hatte, damals auf irgend einem Vorstadtball. Denn damals war er sehr jung gewesen, er war zwar gewissermaßen nur aus Hohn und Ironie mit seinen Bekannten zu dieser volkstümlich derben Vergnügung gegangen: aber dennoch war er da­mals noch weit entfernt von jener Strenge, die sein späte­res Leben versteifte, und er hatte die Blaue viel genauer angeschaut als etwa die Sächsin Ilse. Er war nicht oft mit der Blauen zusammengewesen, trotzdem erinnerte er sich jetzt im Krankenhaus von Kaltenfurth genau an ihre groß­porige Hand, an ihre braunen, schadhaften Schuhe, an ihre etwas zu hohe Stimme, an die ganze schmale Person, die ihm damals so licht und gescheit vorgekommen war. Wahrscheinlich war sie es auch gewesen; aber sie hatte das rechte Jahrzehnt nicht gefunden, sie war etwas zu früh daran. Ein Jahrzehnt später hätte man sie studieren lassen oder dergleichen. Damals hatte sie eine kleine Stellung in einem Büro, und vermutlich war sie dort versauert. Wenn er mit der Sächsin Ilse spazieren gegangen war jüngst, dann war das nur gewesen, weil etwas in der Kopfhaltung dieses dünnen, spitzen Mädchens ihn an jene erinnerte. Es war eigentlich schade, daß er sich niemals mehr um die Blaue gekümmert hatte. Nein, es war nicht schade. Es wäre sicher eine Enttäuschung geworden. So aber war da der milde Glanz um das Wüstenmädchen in dem Spiel ›Asmodai.‹

Es wäre ekelhaft, wenn fremde Augen ihre Gemeinheit in dieses Wüstenmädchen hineinsähen. Er stellte ohne Zorn fest, wie dumm und ahnungslos zum Beispiel diese Säch­sin Ilse davorstünde. Er ließ sich seine Schreibereien brin­gen. In seiner Gegenwart mußte die Pflegerin alles heraus­klauben, was zum ›Asmodai‹ gehörte. Dann mußte sie einen Brief schreiben an den Kellner Franz Klüsgens in der kleinen rheinischen Stadt, er möge sogleich nach Er­halt dieses Briefes telegraphisch versprechen, daß er von der Sendung, die Robert Wickersberg an ihn abgehen zu lassen beabsichtige, keinem Menschen erzählen werde. Dann mußte sie diesen Brief wieder vernichten, einfach die herausgeklaubten Blätter des »Asmodai« in ein Paket verschnüren, versiegeln, und dann auf einen Zettel schrei­ben: ›Nach meinem Tode dem Herrn Franz Klüsgens, Kellner in B. am Rhein zu übergeben.‹ Robert Wickers- berg unterzeichnete den Zettel, ließ sich von ihr Ver­schwiegenheit versprechen. Von dem Kellner Franz brauchte er kein Versprechen weiter. Er sah das breite, bäurisch ruhige, zuverlässige Gesicht der Pflegerin, und er freute sich listig, daß nun kein Nachlaßkrämer, wohl aber der Kellner Franz dieses geglückte Werk in Händen haben wird. Ganz aus genoß er diese Freude. Es war eine gute Zeit, die beste seines Lebens vielleicht außer jener, die er mit der Blauen verbracht hatte, und sie dauerte lang, fast eine Viertelstunde lang. Dann erst setzte schwer und end­los der Todeskampf ein.

Die Sächsin Ilse war betreten, als sie erfuhr, wer da ihr zu Ehren über den See geschwommen war. Dieser Alte war also ein großer Mann gewesen, Robert Wickersberg, der Dichter, nicht so berühmt wie ein Boxer oder eine Tennis­meisterin, aber immerhin sehr bekannt auch er. Eigentlich war er für sie gestorben. Einen Nachmittag lang überließ sie sich ihren verwirrten Gefühlen, aß nicht, trank nicht, sah den jungen Menschen nicht. Sie war traurig noch mehr als verdrossen, daß sie nicht gewußt hatte, wer Robert Wickersberg war. Wahrscheinlich hätte er sie, wenn sie es nur darauf angelegt hätte, zu seiner Freundin oder minde­stens zu seiner Frau gemacht.

Andern Tages entschloß sie sich zu der Erkenntnis, daß er für sie gestorben war, sei eigentlich noch aparter. Sie deu­tete das den Journalisten an. Sehr bald war sie Robert Wickersbergs letzte Liebe. Die geschiedene Frau des Dichters verblaßte vor ihr, eine Literaturzeitschrift ver­glich die Sächsin Ilse mit Ulrike von Levetzow, der letzten Geliebten des Dichters J. W. von Goethe. Die Dresdner Eltern sahen ein, daß gegen die künstlerische Bestimmung der Tochter nichts zu machen war, und die Sächsin Ilse hatte als Robert Wickersbergs späte Freundin ein herrlich federndes Sprungbrett für ihre Karriere.

Die Beerdigung des Dichters Wickersberg wurde zu einem Ereignis, das in seiner Bedeutung an die Beerdigung des Komponisten Laischacher erinnerte. Abgesandte der Regierung, der großen Vereine, der Theater waren da; die verbündeten Gesangsvereine von Kaltenfurth und Vört- schau ehrten den großen Toten durch Vortrag einiger ge­fühlvoller Lieder. Alle Zeitungen brachten ausführliche Berichte, auch zahlreiche Bilder.

Viele wurden aufmerksam auf den Vörtschauer See und den Ort Vörtschau. Die Nachsaison ließ sich über­raschend gut an. Der Gemeinderat beschloß, dem Dichter Wickersberg eine Büste zu errichten auf dem kleinen Platz am Ende der Seepromenade gegenüber der Büste des ein­heimischen Liederkomponisten Laischacher.